

nauerer Untersuchung, da über die sächsische KPD und ihr Verhältnis zu Moskau nur sehr wenig bekannt ist. Es erscheint jedoch fraglich, ob sächsische Kommunisten wie Heckert oder Böttcher wirklich den Umsturzplänen der Zentrale folgten, oder ob sie mehr Rhetorik waren. Die sächsische KPD von 1923 – so auch der Tenor des bereits zitierten Zeigner-Kolloquiums – war nicht die KPD von 1930 (Wertler Bramke).

Mit seiner Untersuchung der Alten Sozialdemokratischen Partei (ASP), die sich nach der Reichsexekution von der SPD abspaltete, betrat Lapp Neuland, da es bisher zu dieser Partei sieht man einmal von dem Aufsatz von Christopher Hausmann ab keine Forschungen gab. Obwohl diese von den Wahlerfolgen her kaum den Status einer Splitterpartei übertraf, spielte sie in der von Lagerdenken und Konfrontation gekennzeichneten politischen Landschaft Sachsens eine entscheidende Rolle. Sie war – der FDP in der Bundesrepublik der siebziger und achtziger Jahre durchaus vergleichbar – das Zünglein an der Waage, ohne ihre Unterstützung konnte nach 1923 keine Regierung mehr gebildet werden, da keiner der beiden Blöcke – weder der marxistische noch der bürgerliche – über eine Mehrheit verfügte. Sie besaß damit eine strategisch wichtige Position, aber ohne eine eigene Identität zu besitzen. Als sie unter Nickisch begann, sich eine eigene von der SPD unterscheidende Identität aufzubauen, driftete sie nach „rechts“, lehnte den Internationalismus ab und orientierte auf nationale Positionen verbunden mit sozialen Reformen. Sie knüpfte an Lassalle und dessen positiver Haltung zum bürgerlichen Staat an. Ihr nationaler Sozialismus machte sie schließlich für die NSDAP attraktiv. Lapp urteilt abschließend über sie, daß sie als politisches Experiment fehlschlug.

Thomas Adam

William Lamont (Hrsg.), *Historical controversies and historians*, UCL Press, London 1998, 242 S.

William Lamont, bisher vor allem mit Arbeiten zum Puritanismus und über die Zeit des Bürgerkriegs hervorgetreten, legt mit dieser Essaysammlung eine entschiedene Absage an den Glauben an ein kanonartiges historisches Wissen vor. Das Buch besteht aus zwei Teilen, die dem Titel (*Historical Controversies/Historians*) entsprechen.

Der erste Teil ist einigen berühmten historischen Kontroversen gewidmet, der zweite möchte ins Bewußtsein rufen, daß Geschichte von Historikern gemacht wird, die selbst Teil eines Prozesses des Erkenntnisgewinns sind, zu dem Vorannahme, Prüfung des Materials sowie Verifizierung und Falsifizierung gehören. Hypothesen werden im Zuge detaillierter Untersuchungen modifiziert, manchmal auch widerlegt. Manches historische Werk erweist sich nach *Lamonts* Ansicht im Ergebnis nahezu als Widerlegung der Ausgangsthese. Der Band macht zugleich deutlich, daß Historiker Kinder ihrer Zeit sind.

Im zweiten Teil bildet sich ein Schwerpunkt um Aufsätze, die von dem tiefgreifenden Einschnitt der Reformation handeln, und von „ihren“ Historikern. 1971 wertet *Lamont* in seiner Einführung zum Buch als ein wichtiges Datum für die britische historische Wissenschaft: Es war das Jahr, in dem Keith Thomas' *Religion and the Decline of Magic* erschien – neben E. P. Thompsons *The Making of the English Working Class* eines der einflußreichsten historischen Werke der letzten fünfzig Jahre. Drei Aufsätze beschäftigen sich mit Vorläufern oder Wegbereitern von 1971, nämlich mit Max Weber, R. H. Tawney und Lawrence Stone. Für alle drei veränderte die Reformation die europäische, ja die Weltgesellschaft ganz entscheidend. Der rote Faden von Weber mit seiner berühmten Verbindung von Kapitalismus

und protestantischer Ethik wurde von Tawney entwickelt und fortgeführt, und in der sozialen Schicht der Gentry fand Tawney den Hauptfaktor für den Bürgerkrieg im 17. Jh. in England. Tawney sah bei Weber eine Unterbewertung des „eisernen Kollektivismus“ im Protestantismus – in Tawneys Buch *Religion and the Rise of Capitalism* bestimmte diese Differenz zu Weber den Aufbau der Darstellung. Stone, der als der letzte große Komprimierer vor der Zerfaserung des Revisionismus gelten kann, nahm den Faden auf und stellte dem Aufstieg der Gentry den Niedergang der Aristokratie gegenüber.

Richard Whatmore geht auf die Mißverständnisse um Webers „Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus“ ein. Nach Whatmore kann Webers Ansatz am besten als Antwort auf die Frage nach der deutschen Identität im Kontext der langanhaltenden Debatte über den Einfluß der Religion auf den relativen Wohlstand der modernen Staaten verstanden werden. Die erste Version des Textes wandte sich gegen deutsche Nationalisten, die die Kultur des Luthertums allen anderen Kulturen gegenüber für überlegen hielten, und gegen die Marxisten, die kulturelle Faktoren keine unabhängige Bedeutung beimaßen. Der toleranteren Kultur und der offeneren Sozialstruktur der calvinistisch geprägten Staaten sprach er für Deutschland eine Vorbildfunktion zu. Whatmore zitiert in diesem Zusammenhang auch Webers Ansicht, daß die ehemals puritanischen Nationen relativ immun gegenüber dem Cäsarismus seien (Das ist sicher richtig für das 19. Jh., aber war nicht gerade der Revolutionär Cromwell cäsaristisch?).

Gegen Weber wurde die Unabhängigkeit von kulturellen Faktoren und die Beständigkeit kapitalistischen Wirtschaftens in der Menschheitsgeschichte (Brentano, Simmel, Sombart, neuerdings Alain Macfarlane) betont. Ein weiterer Angriff auf Weber kam von Autoren, die

eine Vernachlässigung ökonomischer Erläuterungen (Entdeckungen, Silber und Gold als Währung, merkantilistische Nutzung eigener Ressourcen) beklagten. R. H. Tawney (*Religion and the Rise of Capitalism*), der sich nicht als Marxist verstand, aber mit dieser Tradition verbunden war, gehörte zu diesen Kritikern. Gegenbeispiele wie das wenig entwickelte Schottland wurden gegen Webers These angeführt. Hugh Trevor-Roper, der Sombarts Argumentation über die sephardischen Juden folgte, schrieb kapitalistisches Wirtschaften religiösen Gruppen in der Emigration in anderen Staaten zu. Der Druck im Überlebenskampf stimulierte innerhalb der fremden Kultur ökonomische Aktivität.

Weber antwortete auf seine Kritiker (Brentano, Sombart), und Whatmore schätzt deren Kritiken als Fehldeutungen von Webers Argumenten und Intentionen ein. Gerade Webers Hervorhebung der kulturellen Faktoren und seine Betonung nichtintendierter Konsequenzen mache Webers Größe aus. Zweifelloß wirft Webers Deutung Fragen auf – wie z. B. Frankreichs wirtschaftlichen Fortschritt – Whatmore fährt aber fort, Weber war zwar „distinctly Smithian“ (Adam Smith ist gemeint), dem Irrationalen sprach er jedoch ebenso eine außerordentliche Bedeutung zu.

Lamonts Aufsatz über den 1962 verstorbenen Tawney geht vor allem dem Verdikt G. R. Eltons gegen Tawney nach, der ihn für einen guten Menschen, aber einen schlechten Historiker hielt. Elton wandte sich nicht gegen Weber, sondern gegen Tawneys revidierte Lesart von Webers puritanischer Mentalität, gegen seine „materialistische“ Rückübertragung. Zudem unterschied Elton in seinen Attacken kaum zwischen Tawney und Christopher Hill, dem Primus inter pares der britischen Revolutionsforschung. Lamont macht aber am Beispiel eines führenden puritanischen Geistlichen des 17. Jhs., Richard Baxter, deutlich, daß Tawney wesentlich feinfühlicher

mit Baxters Schriften wie *A Christian Directory* umging als Weber oder Hill. Tawney sah in Baxters Werken eine Spiegelung des Bürgerkriegs in einer Mittellage zwischen Individualismus und Kollektivismus, während Weber z. B. *A Christian Directory* als Modell calvinistischer Dialektik und Hill es als Werk des Individualismus, der Verehrung des individuellen Eigentums (im Gegensatz zu den den Individualismus überwindenden Diggers um Gerrard Winstanley) einschätzte. Eltons Urteil über Tawney ist insofern falsch, Lamont weist darauf hin und schließt sich ein, als Tawney Teil eines Prozesses war, in dem sich alle Historiker befinden, „of having our hypotheses modified by detailed investigation“ (S. 116).

Teil dieses Prozesses war zweifelsohne auch Stone, der sich selbst als von Tawney beeinflusst bezeichnete und dessen erster Beitrag zur Gentry-Kontroverse von Trevor-Roper in Grund und Boden kritisiert wurde. Stones Antwort war *The Crisis of the Aristocracy, 1558-1641* mit einer Abwendung von einer engen ökonomischen Analyse, hin zu einer im Blickfelderweiterung auf eine allgemeine soziale, militärische, politische, ökonomische, ideologische und moralische Krise der englischen Aristokratie. Michael Hawkins würdigt in seinem Beitrag für das vorliegende Buch Stones methodologische Wendung, die ihn zu einer Einbeziehung sozialwissenschaftlicher Modelle führte. Auch im Falle Stones war es wiederum Elton, der zum Angriff blies; diesmal mit der unrealistischen Forderung nach einer Sammeltätigkeit des Historikers, die er in der Anfangsphase von Hypothesen freihalten sollte.

Auch Stones Beschäftigung mit der Englischen Revolution war stark von Modellen der Soziologen und Politikwissenschaftler geprägt, ihre Theorien des Revolutionsvergleichs der sechziger Jahre flossen in seine Studie über die Ursachen der Englischen Revolution mit

ein. Langfristige Ursachen und tief im gesellschaftlichen Gefüge verwurzelte Spannungen brachte er in eine auf die Hierarchie der Faktoren achtende Arbeit mit ein, die für manchen Revisionisten zum roten Tuch schlechthin wurde. Stone, der sich eher in der Tradition der Whigs als der des Marxismus sah, wandte sich außerdem vier Bereichen des sozialen Wandels (Erziehung/Bildung, soziale Mobilität, Verbrechen, Geschichte der Familie) zu, zu denen er jeweils publizierte. Stone begünstigte zwar die Erweiterung des intellektuellen Horizonts durch die *Annales*-Schule, kritisierte sie aber für ihre zu starke Hervorhebung der materiellen Basis der Gesellschaft und ihre Quantifizierung. Ähnlich distanziert verfuhr er mit der marxistischen Ökonomie. 1979 hieß er in „The Revival of Narrative“ (in *Past and Present*) in revidierter Form das Individuum, die Idee und die Politik im Rahmen einer auf gründliche Analyse gestützten Erzählung der Bedeutung von Ereignissen und Situationen in ihrem umfassenden kulturellen Kontext wieder willkommen. Hawkins Beitrag über Stone ist eine gute Einführung in den intellektuellen Werdegang und die Leistung dieses Historikers. Was Stone bei aller Annäherung an soziologische oder materialistische Fragestellungen von einer zu engen Anlehnung an ökonomische/soziale Theorien der Veränderung abhielt, war das Wissen um den Einfluß der Ideen. Wer sich mit dem 17. Jh. beschäftigt kann kaum die Macht religiöser Überzeugung übersehen.

Zum ersten Teil des Buches gehört ein Aufsatz von *Blair Worden* über einen überaus gewichtigen religiösen Politiker des 17. Jhs. Worden wird von *Lamont* als „unser“ führender Historiker über Oliver Cromwell vorgestellt. Sein Thema ist der Ruf, den Cromwell in England seit der Restauration 1660 bis 1900 genoß. Cromwell war die am heftigsten umstrittene Figur der englischen Geschichte. Mit dem 20. Jh. hat er diesen

Stellenwert verloren, wie die historische Biographie insgesamt gegenüber der Beschreibung und Erläuterung langfristiger nichtpersönlicher historischer Kräfte in den Hintergrund geriet.

Cromwells Kritiker und Gegner im und nach dem 17. Jh. waren nicht nur Royalisten (der erste große Historiker der Englischen Revolution, der Royalist Edward Hyde, Earl of Clarendon, zollte den Tugenden des „brave bad man“ Cromwell sogar seine Anerkennung), sondern auch die Republikaner. Die Balance zwischen Cromwells Fehlern/Lastern und seinen Tugenden ging Ende des 18. Jhs. eher in Richtung der Letzteren (wobei die zeitliche Distanz, die Publikation von Quellenmaterial und die Verbindung seiner Herrschaft mit der Glorreichen Revolution von 1688 ihren Teil beitrugen). Gegen Ende des 18. Jhs. ließen auch Autoren mit republikanischen Sympathien ihre Vorbehalte gegen den „Despoten“ Cromwell allmählich fallen. Abseits von diesem Trend verharrte Catherine Macaulay, für die Cromwell ein Zerstörer republikanischer Freiheit war. Cromwells Angriffe auf Parlament und auf das Wahlsystem (das *Instrument of Government* vom 16. 12. 1653) fanden im 18. und 19. Jh. durchaus von verschiedenen Seiten Zustimmung – währte die von Cromwell angestrebte Beendigung der ungleichen Verteilung der Parlamentssitze nach Wahlkreisen und die Existenz der *rotten boroughs* bis weit ins 19. Jh.

In der viktorianischen Ära gefiel Cromwells Rolle als einer der Begründer des britischen Empires. Überhaupt zählten im 19. Jh. die großen Führer und Organisatoren mehr als im 18. Jh. Die militärische Tradition griff auf den Militärstrategen und Armeeführer Cromwell zurück.

Daß die Veränderung des Bildes von Cromwell im 19. Jh. nicht nur den veränderten Werten der viktorianischen Gesellschaft zu verdanken war, sondern auch dem mit Abstand einflußreichsten

Buch, das jemals über Cromwell publiziert wurde, nämlich Thomas Carlyles *Letters and Speeches of Oliver Cromwell*, macht Worten ausführlichst deutlich. Die breiter angelegten historischen Werke von S. R. Gardiner und Charles Firth über die Puritanische Revolution folgten 50 Jahre später gegen Ende des 19. Jhs. weitestgehend dem sympathischen Bild Cromwells, das Carlyle bereits vorgegeben hatte. Zu den Vorbereitern eines „Cromwellianismus“ hatten neben anderen zu Beginn des Jahrhunderts aber auch T. B. Macaulay gezählt.

Im 19. Jh. wurde aber nicht nur der Staatsmann Cromwell aufgewertet (zwischen innen- und außenpolitischer Leistung wurde bereits im 17. und 18. Jh. vielfach getrennt), sondern Cromwell auch als Sprecher einer neuen Klasse „entdeckt“. Die Arbeiten von François Guizot, S. R. Gardiner, C. H. Firth und selbst von G. M. Trevelyan bereiteten eine völlig veränderte Wahrnehmung der Bedeutung Cromwells, die den Puritaner als Vertreter ökonomischer und sozialer Veränderung einordnete. Linken Kritikern aus der Arbeiterbewegung mißfiel Cromwells Unterdrückung der Levellers 1647 und 1649 – ein Zug in Cromwells Politik der in der Erinnerung erst gegen Ende des 19. Jhs. wirklich relevant wurde und ihn als „bürgerlich“ einzustufen verhalf.

Daß einem wichtigen Historiker wie Edward Palmer Thompson nicht nur Befürworter folgen, sondern er auch von karrieregetriebenen „Terriern“ verfolgt wird, die nach seinen Fersen schnappen, weiß Eileen Janes Yeo zu berichten. Yeo gibt einen kurzen Überblick über Thompsons Lebensweg, sein politisches Engagement, seine zum Teil epphematischen Publikationen. Seine Konzeption von Klasse und Kultur wurde vielfach in Frage gestellt, selbstverständlich auch im Zeichen der postmodernen Auflösung von Klassengegensätzen, die eine Harmonie der in sozialer Hinsicht wenig differenzierten Menschen präferiert, so bei

Patrick Joyce' *Visions of the People*. Yeo macht vor allem auch Appetit auf die nachthompsonsche Kontroverse, die in ihrem Beitrag entsprechend des auf Thompson zugeschnittenen Themas nur gestreift wird.

Das Buch ist eine gute Einführung in die spannende Tätigkeit des Historikers – einen Bereich voller Kontroversen um Fakten und historische Methode. Die obige Auswahl konzentriert sich besonders auf England, dem mit den genannten Kontroversen wenig vertrauten Leser sei die Lektüre deshalb empfohlen. Darüber hinaus sind aber andere Themen enthalten, die für den deutschen Leser ebenfalls von Interesse sein dürften. Aus der Vielfalt der insgesamt 18 Aufsätze seien hier noch folgende erwähnt: die Goldhagen-Kontroverse (*John C. G. Röhl*), der Ursprung des Wohlfahrtsstaates (*Pat Thane*), Agrarhistoriker und Revolutionen in der Landwirtschaft (*Alun Howkins*), Bernard Bailyn (*Colin Brooks*), Jacob Burckhardt (*Malcolm Kitch*), die *Annales*-Schule (*Peter R. Campbell*) sowie ein Aufsatz über sowjetische Historiker (*Beryl Williams*).

Roland Ludwig

Ronnie M. Peplow: Ernst Cassirers Kulturphilosophie als Frage nach dem Menschen, Königshausen und Neumann, Würzburg 1998, 200 S.

Die als Dissertation vorgelegte Arbeit von R. M. Peplow deutet E. Cassirers „Philosophie der symbolischen Formen“ (1923–1929) in kulturphilosophischer und kulturanthropologischer Perspektive. Darum haben sich unter bestimmten Schwerpunktsetzungen auch schon andere Autoren bemüht, auf die Peplow sich ausdrücklich bezieht. Das Ziel seiner Auseinandersetzung mit Cassirer liegt jedoch in der Untersuchung des systematischen Zusammenhangs der „Philosophie der symbolischen Formen“

und ihrer Aktualität in interdisziplinärer Perspektive. Peplow zeichnet hier eine theoretische Linie nach, die historisch vom 18. Jh. bis in die aktuelle Gegenwart hineinreicht und sich systematisch durch die Linguistik, die Philosophie, die Ästhetik und die Kulturanthropologie zieht. Der erste und der dritte Teil des Buches bilden formal und inhaltlich eine Klammer um Cassirers „Philosophie der symbolischen Formen“ als Mittelteil der Abhandlung und Fluchtpunkt der Argumentation.

Für eine ganzheitliche Betrachtung der Kulturphilosophie Cassirers muß die Perspektive des Neukantianismus überschritten werden. Der erste Teil ist daher – unter Berücksichtigung der Kantischen Transzendentalphilosophie und ihrer anthropologischen Transformation durch J. G. Herder – der Rekonstruktion von W. v. Humboldts Sprachphilosophie gewidmet. Im Anschluß an Herder, der Sprache nicht nur als Mittel, sondern auch als Zweck versteht, entwickelt Humboldt eine Theorie, in die der Doppelcharakter der Sprache – im Sprechen ist sie Ausdruck der Subjektivität, als Gesprochenes ist sie Teil der objektiv gegebenen sinnlichen Welt – systematisch eingebunden ist.

Dieses Verständnis von Sprache als *Energeia*, als schöpferische Kraft, hat Cassirer bereits 1923 in einem Aufsatz über die kantischen Elemente in Humboldts Sprachphilosophie besonders hervorgehoben und für seine Untersuchung des „Kosmos des Geistes“ (Cassirer) fruchtbar gemacht. Das in Humboldts Sprachphilosophie zentrale Element der Synthese nimmt bei Cassirer in der Entwicklung seines Begriffs der symbolischen Form methodisch ebenfalls einen besonders wichtigen Platz ein. Humboldt war es gelungen, den Widerspruch zwischen Anthropologie und Ästhetik zugunsten einer Vereinigung beider zu überwinden und darüber zu seinem Hauptthema der Sprache als produktive Kraft zu finden. Humboldts synthetische